

Bomben auf Hannover

Im Herbst 1944 kamen wir aus dem KLV-Lager zurück in die Stadt. Hannover lag schon zu dieser Zeit zu großen Teilen in Schutt und Asche. Die City war zu 80%, die Stadt im ganzen zu 60% zerstört. Insgesamt sollte der Bombenkrieg in unserer Stadt etwa 7 Tausend Menschenopfer fordern. Der überwiegende Teil der noch bestehenden Häuser war schwer geschädigt. Nur etwa 5% blieben unversehrt. Am Kriegsende waren nur noch 11% an intakte Wasserleitungen angeschlossen. Weniger als 25% hatten noch elektrisches Licht, und von ehemals 24000 Telefonanschlüssen gab es noch 200. Von 87 Schulgebäuden waren nur 25 leicht beschädigte übriggeblieben und benutzbar. Als mich meine inzwischen ebenfalls nach Haus zurückgekehrte Mutter vom Eisenbahnzug abholte, mußten wir zu Fuß nach Linden marschieren.

Ich hatte einen solchen Marsch schon ein Jahr zuvor, nach dem schweren Oktoberangriff 1943, von Laatzen her kommend durch die Trümmerstraßen gemacht. Von der Hildesheimerstraße bis zum Aegi, von dort am Rathaus vorbei am Waterlooplatz, dann über den Schwarzen Bären durch die Blumenauer, damals noch zum Küchengarten in das Haus der Apotheke. Links und rechts der Straßen nichts als ausgebrannte Ruinen. Die Backsteintrümmer bis zur Straßenmitte, durch die nur ein handkarrenbreiter Weg, teilweise nur ein Fußpfad führte. Auf beiden Seiten kriegsgefangene Italiener der sogenannten Badoglio-Truppe in ihren grünblauen Mänteln und der spitzen Schirmmütze eifrigst im Einsatz, um den Schutt von der Straße in die Ruinen zu bringen.

Das Bild hatte sich in einem Jahr nicht wesentlich verändert. Zwar war die Trümmerlandschaft inzwischen schon besser aufgeräumt, aber nach jedem Angriff ging es von neuem los. Die Menschen hatten sich in ihr Schicksal ergeben und gingen opferbereit durch die ihnen auferlegte tägliche Pflicht. Was sollten sie auch machen? Wer aufbegehrt hätte, wäre in der selben Stunde von regimefreundlichen Mitbürgern, Parteimitgliedern, angezeigt und von der Polizei abgeholt worden. Nach einem Schnellgericht wäre er hingerichtet oder ins Konzentrationslager verfrachtet worden, von dessen Existenz alle wußten. Nur wenige

allerdings kannten zu dieser Zeit die automatische Vernichtungsmaschinerie, die dahinter drohte. Aber daß dies das Ende für den Inhaftierten bedeutete, war im Grunde jedem klar.

Wir kamen nun in die neunte Klasse (die 5. Gymnasialklasse) und in Ermanglung jüngerer Lehrer, die allesamt zum Kriegsdienst eingezogen waren, war der von Fliegeralarm oft unterbrochen Unterricht entsprechend kläglich. Ich kann mich an spezielle Stoffe nicht erinnern. Man mogelte sich mehr oder weniger durch. Kein Wunder; denn an Sein richtiges Ausschlafen war in diesen und den kommenden Wochen nicht zu denken. Jeden Abend war Fliegeralarm. Das hieß in meinem Falle, daß ich meine kleine Schwester Hannelore auf den Arm nahm und an der Seite meiner Mutter, die einen kleinen Koffer mit den wichtigsten Papieren, mit den Sparkassenbüchern, Geld und Lebensmittelmarken und dem Schmuck trug, in aller Regel so um 20 Uhr in den etwa zehn Minuten von unserem Haus entfernten Bunker Rampenstraße marschierte.

Bis zum großen Luftangriff am 8./9. Oktober 1943, bei dem auch die Wohnhäuser am damaligen Spinnereiplatz und das Kaufhaus am Küchengarten in Flammen aufgingen, liefen wir bei Vollalarm bzw. bei starkem Flakbeschuß nur in den Keller der Apotheke, obwohl dort u.a. brennbare Flüssigkeiten lagerten. Die schlimme Feuersbrunst in der Oktobernacht aber hatte meine Mutter einen derartigen Schock versetzt, daß sie beschloß, von da an schon bei Voralarm mit uns den Bunker in der Rampenstraße aufzusuchen.

Wie die meisten unserer Mitbürger, die damaligen "Volksgenossen", hatten auch wir tagsüber einen Radiosender des Frühwarnsystems auf Dauerempfang eingeschaltet, der anfliegende feindliche Kampfverbände rechtzeitig ankündigte, deren Flugverlauf man auf diese Weise auf einer Landkarte mit Planquadraten verfolgen konnte. Sobald also ein Bomberverband sich der deutsch-holländischen Grenze im Anflug auf den „Gau Süd-Hannover-Braunschweig“ näherte, machten wir uns auf den Weg zum Bunker. Das hatte den Vorteil, daß man seinen Platz vorzeitig einnehmen konnte, bevor die Masse eintraf, die sich erst beim Sirenen-Vor-Alarm „auf die Socken

gemacht hatte“.

Zu Pfingsten 1944 war der Bunker Rampenstraße zum Schauplatz einer Katastrophe geworden. Relativ spät in der Nacht heulten zu ungewohnter Zeit plötzlich die Sirenen und gaben Vor-Alarm. Unmittelbar danach setzte heftiger Flakbeschuß ein. Wir rasten so schnell wir konnten von der vierten Etage des Mietshauses in den nur behelfsmäßig eingerichteten Keller eben jener Apotheke. Wie immer trug ich die kleine Schwester auf dem Arm und hastete die fast 100 Stufen des Treppenhauses hinunter, unmittelbar gefolgt von meiner Mutter mit ihrem kleinen Handkofferchen. Meine Großmutter brauchte erheblich länger. Mein Vater war zu diesem Pfingsten gerade auf Urlaub. Das war der Grund für mich gewesen auch vom KLV-Lager auf Urlaub nach Hausezukommen.

Als Soldat hatte mein Vater den Vor-Alarm nicht weiter ernst genommen hatte, sprang beim Ballern der Flakgeschütze aus dem Bett und spurtete in großen Sätzen die Stufen herunter. Kaum war er bei uns gelandet, als eine ohrenbetäubende Explosion den Keller erschütterte. Der herunter rieselnde feine Mörtel- und Kalk-Staub machte das Atmen schwer. Dann war Totenstille.

Wir beschlossen, nun schnellstens zum Bunker zu laufen, da der Keller nur ungenügenden Schutz bot. Schon als wir an den ersten Häusern der Rampenstraße vorbei liefen, stolperten wir über Ziegel- und Schornsteintrümmer, die sich häuften, je mehr wir uns dem Bunker näherten. Trotz der Dunkelheit erkannten wir, daß menschliche Körperteile verstreut zwischen dem Schutt lagen. Als wir, von der Küchengartenstraße kommend, den Bunkerhof erreichten, sahen wir, daß das Hochhaus in der Rampenstraße von einem Volltreffer getroffen und völlig zerstört worden war.

Es hatte viele Menschen auf dem Weg zum Bunker unter sich begraben; denn gerade durch dieses Haus führte eine große Tor-Einfahrt zum Bunkerhof. Einige Schwerverletzte lagen umher und riefen um Hilfe. Ein kleines Mädchen war vom Luftdruck gegen die Außenwand des Bunkers geschleudert worden und lag nun tot davor. Etwa 40 Menschen waren hierbei ums Leben gekommen. Ein englischer Bomber hatte sich auf dem Rückflug vom abendlichen Routine-Angriff auf

Berlin verspätet und eine Luftmine über Linden abgeworfen.

Schreckliche Erlebnisse dieser Art haben die auf Urlaub weilenden Landser noch mehr beeindruckt als die Zivilbevölkerung, die an solche Bilder schon eher gewöhnt war. Was die Soldaten vor allem bedrückte, war die absolute Wehr- und die relative Schutzlosigkeit gegenüber den Bombardements, die sie in dieser Form an der Front beim Kampf Mann gegen Mann oder gegen Panzer oder bei Beschuß selten oder noch nie erlebt hatten.

Ein weiteres schweres Unglück traf unseren Bunker Rampenstraße in den letzten Monaten des Bombenkrieges. Es mag im Winter 1944/45 gewesen sein, den genauen Zeitpunkt weiß ich nicht mehr. Die Vorhut der englischen Nachtgeschwader kennzeichnete das vorgesehene Zielgebiet vor dem jeweiligen Angriff durch Leuchtbomben, um den nachfolgenden Einheiten das Legen ihres Bombenteppichs zu erleichtern. Dieses farbige Leucht-Feuerwerk am Nachthimmel war also ein untrüglicher Vorbote herannahenden Unheils. Der oft ironisierende Volksmund hatte auch für diese Leuchtbomben, die sich am Himmel wie Pyramiden entfalteten, einen treffenden Ausdruck gefunden. Man nannte sie „Tannenbäume“. Wenn das Vorwarnsystem nicht funktioniert hatte und die Bevölkerung von diesen Tannenbäumen überrascht wurde, brach bei jenen, die schon auf dem Marsch zum Bunker waren, eine Panik aus. So auch an diesem Winterabend.

Viele Menschen waren auf dem Weg zum Bunker, als plötzlich Tannenbäume am Himmel standen. Voller Angst und Schrecken preßte sich die Menschenmasse vor den Bunkertüren zu Tode. Das geschah bei den anderen Bunkern ebenso wie bei uns. Der seitliche Eingang des Rampenstraßen-Bunkers befand sich am Ende einer Treppe. Auf die sich hier bereits stauende Menge sprangen von oben auch noch einige Soldaten. Allein hier wurden 12 Menschen erdrückt. Darunter ein zwölfjähriger Junge, der in dem Gedränge vom Tragegurt seiner Gasmasken erdrosselt wurde.

Meine Mutter saß zu dieser Stunde bereits im Bunker. Sie mußte mich unter den Opfern vermuten, denn normalerweise hielt ich mich zu dieser Zeit „zum

Luftschnappen“ auf dem Bunkerhof auf, um nicht allzu früh in die stickig warme und verbrauchte Bunkerluft einzutauchen. Deshalb sah sie sich jetzt die die Getöteten an und war erleichtert, mich nicht darunter zu finden. An diesem Abend hatte ich an einer Probe der Hitlerjugend-Laienspielschar in der Stiftstraße teilgenommen. Wir probten die Rüpelszene aus Shakespeares „Was Ihr wollt“. Ich erwähne das, um zu zeigen, daß für uns Jugendliche das Leben trotz der „lästigen“ Unterbrechungen wie normal weiterlief. Ja es konnte passieren, das wir hoch im vierten Stock, quasi unterm Dach den Flakbeschuß mißachtend, in eifrige Debatten verstrickt waren und die Welt um uns herum vergessen hatten. Erst die Mutter mußte uns laut schimpfend in die Wirklichkeit zurückholen. Wie oft schon hatte sie mich gebeten, nicht zu träumen oder mit meinen Freunden zu philosophieren, sondern besser die Werke der Klassiker in Kisten zu verpacken und endlich in den Keller zu bringen. Ich habe nicht hingehört, und Vaters Klassikerbände wurden ein Raub der Flammen. In jener Nacht aber kam ich sehr spät mit meinem Freund in ein Gespräch über Gott und die Welt vertieft zurück. Als wir noch im Treppenhaus kein Ende finden konnten, rief meine Mutter laut und mit Freude, daß wir noch lebten. Den Angriff aber hatte ich mit meinem Freund im Keller eines Wohnhaus in der Königsberger Straße überstanden, das ein paar Tage später durch Volltreffer zerstört wurde und die Menschen unter sich begrub. .

Als alleinstehende Soldatenfrau mit zwei Kindern ohne familiären Rückhalt hatte meine Mutter lernen müssen, ihre Ellenbogen zu gebrauchen, um sich gegenüber ihren Mitmenschen durchzusetzen und zu behaupten. Mit der vielbeschworenen Solidarität der Volksgenossen war es nicht weit her. Verständlich, wenn man bedenkt, daß es in dieser Zeit ums Überleben ging. Darwins Gesetz, daß nur der Stärkere durchkommt, fand auch hier seine schlimme Bestätigung, und wenn man sich heute fragt, warum denn die Menschen nicht gesehen haben, was um sie herum noch geschah, daß zum Beispiel ihre jüdischen Nachbarn verschwanden, dann liegt die Erklärung hier: Jeder hatte vollauf mit sich zu tun. Etwas anderes war die Hilfsbereitschaft in der äußersten Bedrängnis bei der Flucht aus dem Feuer. Hier wurde schon ein Kind oder eine alte Frau mitgerissen und sich nicht selbst überlassen.

Im gleichen Maße, wie meine Mutter bei Hauswirt, Blockwart und der örtlichen Partei- Ortsgruppe sowie bei Behörden und Dienststellen als resolute Person bekannt war und sogar von diesen in gewissem Grade „gefürchtet“ wurde, war sie bei ihren Schicksalsgenossinnen und anderen Schwächeren in der Nachbarschaft beliebt. Bei ihr suchte man Rat und Trost. Dies muß man wissen, um die folgende Bunkerepisode richtig zu verstehen.

Im letzten Kriegsjahr hatten die Briten wie die Amerikaner den Luftkrieg über Deutschland derartig gesteigert und perfektioniert, daß auch die hannoversche Bevölkerung sich Abend für Abend auf den gewohnten Weg zu ihrem jeweiligen Bunker machte. Von der deutschen Flugabwehr war kaum noch etwas wahrzunehmen. Die berühmten Nachtjäger der deutschen Luftwaffe waren dezimiert und im Fronteinsatz oder hatten keinen Treibstoff mehr, und von der Flak hörte man auch nur noch sehr wenig. Natürlich war der Krieg längst verloren, aber das durfte man weder denken noch glauben.- Auch wenn unsere Stadt nicht immer das Ziel der Luftangriffe war, so flogen die feindlichen Fliegerverbände auf ihrem regelmäßigen Berlintrip doch durch den niedersächsischen Luftraum, und man konnte nie sicher sein, wem ihr Angriff gelten würde.

Also machte sich die Großmutter schon gegen 18 Uhr mit ihrer Freundin auf den Weg, um ihr angestammtes Plätzchen im Bunker einzunehmen, das sie erst wieder räumte, wenn die Bomber spät in der Nacht wieder ihren Rückflug angetreten hatten. Meine Mutter ging mit uns Kindern erst später in den Bunker, aber auch noch vor dem regelmäßigen Fliegeralarm, der ja unüberhörbar durch die Luftschuttsirenen angekündigt wurde. Der rechtzeitige Aufbruch zum Bunker lohnte sich, da auch hier der alte Satz vom „rechtzeitigen Erscheinen“ galt, der bekanntlich „die besten Plätze sichert“. Wir hatten unseren Stammplatz gleich, wenn man die Treppe herunter kam, im ersten Gang und dort in der ersten Kabine rechts. In diesem etwa 12 - 14 qm großen Raum, den man mit einer Holztür zum Gang hin schließen konnte, befand sich links hinter der geöffneten Tür ein doppelstöckiges Luftschutzbett, an der hinteren Wand eine Bank für vielleicht sechs und an der rechten Seitenwand eine Bank für etwa 12 Personen. Die Kinder setzten sich

gleich auf das obere Bett, der untere Bettkasten nahm Kleinkinder und Babies auf. In dieser Kabine wie in den anderen hatte sich im Laufe der Zeit eine Stammebelegschaft gebildet, von der so leicht kein anderer Besucher angenommen wurde, es sei denn es handelte sich um einen behinderten oder älteren Menschen, dem man eine Platzwechsel schlecht zumuten konnte. Die Stammebelegschaft zeichnete sich durch eine gewisse „Stubenkameradschaft“ aus. Man empfand sich als Schicksalgemeinschaft, weil man sich natürlich in den vielen gemeinsam verbrachten Nächten durch Austausch der Sorgen und Ängste nähergekommen war. Und man spürte, so weit vorhanden, politische Gleichgesinntheit, auch wenn es zu gefährlich war, sich in dieser Frage völlig zu offenbaren, denn irgend jemand hätte darüber plaudern und seinen Nachbarn gewollt oder ungewollt in Schwierigkeiten bringen können. Immerhin hätte schon ein politischer Witz unter ungünstigen Umständen ein Todesurteil zur Folge haben können.

Diese Bunker-Stuben-Gemeinschaft wurde eines Abends auf das Empfindlichste gestört. Als wir zu gewohnter Stunde anrückten, kamen wir vor die verschlossene Kabinentür. Ein Schild besagte „Zutritt nur für den Bunkerwart“. Einige unserer Kabinengemeinschaft standen bereits hilf- und ratlos auf dem Gang. Sie waren zutiefst empört, daß man „ihren Raum“ beschlagnahmt hatte, wagten aber nicht laut dagegen zu protestieren. Nicht so meine Mutter. Vielleicht war mein Vater zu dieser Zeit schon in Rußland vermißt. Bestimmt war unsere Wohnung bereits bis an die Grenze der Bewohnbarkeit beschädigt. Die Ernährungslage war katastrophal, wir hatten nichts zum Heizen und wie fast alle „vom Krieg und vom Hitlerreich die Nase gestrichen voll“. Was sollte uns eigentlich noch viel Schlimmeres passieren. In dieser ohnmächtigen Situation rief meine Mutter in dem sich langsam füllenden Bunker vor der Tür zu unserer Kabine lautstark „Machen Sie sofort die Tür auf! Lassen Sie uns auf unsere angestammten Plätze oder wir brechen mit vereinten Kräften die Tür auf. Wagen Sie es nicht unser Recht als Kriegerfrauen zu beschneiden...usw.“ Dabei schlug sie mit den Fäusten an die Tür. Im Nu war der gesamte Gang in Aufruhr. Die Menschen schrien: „Skandal! Wir haben es satt hier von Bonzen gegängelt zu werden. Macht sofort auf, sonst passiert was!“ Nie zuvor oder später habe ich die

kochende Volksseele so hautnah erlebt. Zögerlich wurde die Tür von Innen geöffnet. Wo sonst unsere Kabinengemeinschaft mit etwa 18 oder 20 Personen eng an eng gesessen hatte, hatten sich nun die etwa sechs Ehefrauen des Bunker-Dienstpersonals häuslich mit ihrem Strickzeug niedergelassen. Es erschien der Bunkerwart, der nicht weit von dieser ersten Kabine dicht am Eingang seinen Standort hatte, versuchte die aufgebrachte Menge zu beruhigen und gab schließlich klein bei, weil er eine Eskalation der Massenwut befürchtete und sein offensichtlich unrechtes Verhalten einsah. Nach dieser „Revolte“ konnten wir mit unseren alten Bunkergefährten die gewohnten Plätze wieder einnehmen.

Es gab zudem die Einrichtung eines sogenannten Heimatoffiziers, der im Auftrag der jeweiligen Militäreinheit den Frauen seiner im Felde stehenden Kameraden in schwierigen Situationen als Helfer zur Seite stehen sollte. An den hatte sich meine Mutter am Folgetage gewandt. Er zeigte sich am nächsten Abend nur einmal kurz wie ein Racheengel vor der Kabine, die fortan niemand mehr anzutasten wagte. Meine Mutter aber galt von dieser Stunde an als eine Beschützerin der Schwachen oder als eine Kämpferin für das Recht der Unterdrückten.

Bleibe noch, kurz von der letzten Bunkernacht vor dem Einmarsch der Amerikaner am 10. April zu berichten. Am Vortage erzählte man sich schon beim Schlangestehn im Milchladen, daß die ersten Amipanzer bereits bei Wunstorf gesichtet worden seien. Wenn die Sirenen dreimal Vollalarm signalisierten, würde das Panzeralarm bedeuten

Wir gingen an diesem Abend schon rechtzeitig in den Bunker und warteten schicksalsergeben, nervös und erschöpft darauf, was uns wohl nun noch am Ende der überlebten Schrecken beschert würde. Bald verbreitete sich im Bunker die Nachricht, daß Linden unter Artilleriebeschuß liege. Neugierig pirschte ich mich an den Ausgang, um für mich die Lage zu erkunden. Verglichen mit den Bombenangriffen, die den Bunkerboden schon mal zum leichten Beben gebracht hatten, empfand man den Artilleriebeschuß als relativ harmlos. Als es draußen ruhiger wurde und der Beschuß allmählich verebbte, riskierte ich einen Erkundungsausflug auf die Limmerstrasse bis etwa zur Höhe der Viktoria-

/Albert-Straße. Die Artilleriegranaten hatten nun noch die restlichen Ziegel von den Dächern gefegt. Mauerreste, Backsteine, Fensterrahmen, Glas, Holz, Papier lagen verstreut auf den Straßen. Soldaten, vornehmlich Verwundete zogen in kleinen Gruppen oder einzeln von Wunstorf, Limmer kommend ostwärts zurück.

Der Krieg war für mich zu Ende. Ich ging in die Parterrewohnung, wo wir vor zwei Wochen nach unserer Ausbombung ein Zimmer bezogen hatten und zog mich zum ersten Mal seit Wochen aus. Ich hatte das Gefühl, daß die durchgeschwitzten und verschmutzten „Klamotten“ eigentlich vor Dreck stehen mußten. Endlich nur einmal in einem sauberen Hemd schlafen dürfen, egal was da draußen noch passieren konnte. Der Bunkerwart, den wir nur als Schwerversehrten an zwei Krücken Gehenden kannten, ich glaube er hieß Seegers, rief, als sich die Amis näherten: „Leute, unsere Befreier sind da!“ Ein Wort das man mit gemischten Gefühlen aufnahm; denn gestern noch hatten unsere Väter, hatte das Volk gegen sie gekämpft. Eines aber stimmte in diesem Augenblick sicher: sie hatten uns vom Krieg befreit. Erst nach und nach ging auch uns Jungen auf, daß es die Alliierten waren, die uns vom Nationalsozialismus befreit hatten.

(c) Werner Spieker
Ludwig-Thoma-Str. 8
30916 Isernhagen
Tel.: 05 11 / 61 27 40